

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland

Vechta, Oldb, 1969-

Schwester Maria Birgitta Motthorst, SND: „Der Onkel schreit - der hat
Unrecht!“

urn:nbn:de:gbv:45:1-5285

*Schwester Maria Birgitta Morthorst, SND**

„Der Onkel schreit – der hat Unrecht!“

Rückblick auf eine Kindheit unter dem NS-Regime

Die Stimme Adolf Hitlers im Radio überschlug sich fast und füllte die Wohnstube bis in den letzten Winkel, als das kleine Mädchen zum ersten Mal den späteren „Führer“ hörte. Den Inhalt der Rede hat es nicht verstanden, aber die schreiende Stimme hat einen bleibenden Eindruck hinterlassen, weil sie es zutiefst erschreckt hat. Der Redner tat genau das, was der Vater stets verboten hatte. Eine seiner wenigen Weisungen lautete: „Wer schreit, hat Unrecht!“ Noch war die Machtübernahme nicht erfolgt, aber diese Demonstration der Gewalt klang schon jetzt wie ein absoluter Machtanspruch. Später waren es auch diese Tonlage und Wortwahl in den Reden von höheren NS-Funktionären, die mich abstießen, ebenso die fettgedruckten Überschriften in der Presse und die Texte der Lieder, die wir lernten. Im Rückblick auf die Erfahrungen unter dem NS-Regime hat die grobe Sprache und die herrschsüchtige Tonlage in mir zu einer dauernden Abwehrhaltung gegenüber der nationalsozialistischen Weltanschauung geführt. Aus meinen vielen Erfahrungen möge die Erinnerung an solch eine Demonstration verdeutlichen, wie stark sich in der Sprache die menschenverachtende Haltung des NS-Regimes offenbarte.

Als ich an einem Wintertag mit meiner jüngsten Schwester über die Straße ging – beide hatten wir unsere Hände in den Manteltaschen – kam uns auf dem Fahrrad der damalige Leiter der neu eingerichteten Gemeinschaftsschule, Herr Behrens, entgegen und rief über die Straße meiner Schwester zu, welche diese Schule besuchte: „Kannst du die Flossen nicht hochkriegen?“ Ich flüsterte ihr zu: „Nicht grüßen!“ Wir beide gingen unseren Weg weiter, als hätten wir nichts gehört. Die vielen Befehle sowie die Kultsprache der NS-Größen empfand ich immer wieder als abstoßend und falsch. Durch die Sprache habe ich früh erfahren, dass es nicht möglich ist, die Identität von Menschen durch eine Ideologie zu ersetzen, die ihnen fremd ist, es sei denn, man versucht es durch Terror, die schlechteste und letztlich erfolgloseste aller Herrschaftsformen.

Leben in der Familie

Als achtetes Kind einer katholischen Familie aufgewachsen, erlebte ich mit meinen acht Geschwistern (nach mir wurden noch zwei geboren, ein Mädchen starb früh mit drei Jahren) ein frohes, aber stets übersichtlich geordnetes Familienleben mit vielen Kontakten zu Freunden und zur Großfamilie. Die Erziehung war stärker durch die Atmosphäre wirksam als durch Gebote und Maßregeln.



Familie Morthorst im Jahre 1938; in der 2. Reihe links außen die Autorin Thea Morthorst, ganz rechts ihr Vater Theodor Morthorst, links daneben ihre Mutter Maria
Foto: Privatbesitz

Unser Vater, eine unumstrittene Autoritätsperson in der Familie, sagte nicht viel, aber was die Kinder sich einprägen sollten, formulierte er knapp und in hochdeutscher Sprache, obwohl sonst in unserer Familie durchweg Plattdeutsch gesprochen wurde. Eine seiner Richtlinien lautete: „Wir gehen mit allen Leuten gut um!“ Dieser Grundsatz hat unseren Umgang mit anderen Menschen, auch wenn sie politisch und religiös nach völlig anderen Vorstellungen lebten und diese praktizierten, entscheidend geprägt.

In unserer Familie war es selbstverständlich, dass vor und nach Tisch gebetet wurde, dass alle Mitglieder von sieben Jahren an sonntags zur Kirche gingen, dass wir Schulkinder jeden Morgen zum Schulgottesdienst

geschickt wurden, auch als die Lehrer keine Aufsicht mehr führen durften. Ebenso selbstverständlich war die Teilnahme an besonderen Veranstaltungen wie Maiandachten, Fastenpredigten und Prozessionen nach Bethen. Es gab keine Diskussionen wegen der Teilnahme an diesen kirchlichen Aktivitäten, aber im Rückblick ist diese Selbstverständlichkeit auch erklärlich: Man traf so viele Menschen, die einem gut bekannt waren und die schon über einen langen Zeitraum gemeinsam beteten und sangen. Jedes einzelne Mitglied fühlte sich voll in diese Glaubensgemeinschaft integriert.

Die Bibel war uns schon vertraut, als wir zur Schule kamen, denn unsere Mutter hatte uns alle Geschichten, die sie auswendig konnte, beim Kartoffelschälen und Gemüseputzen erzählt. Eine Besonderheit ist mir unvergessen geblieben: Wenn nachts ein schweres Gewitter aufzog, mussten wir alle aufstehen. Im Herrgottswinkel in der Stube wurden Kerzen angezündet, Vater holte unsere große Familienbibel – ein Druck von 1703 mit schwarzem Einband – und las den Prolog des Johannes-Evangeliums vor.

Die Feste als Höhepunkte des Kirchenjahres, aber auch die persönlichen Feiern, z.B. die Erstkommunion, wurden würdig und festlich gestaltet. Unsere unmittelbaren Nachbarn waren evangelisch, aber die unterschiedlichen kirchlichen Praktiken waren vertraut und wurden kommentarlos respektiert. So erinnere ich mich an den Leiter des Gymnasiums, Herrn Oberstudiendirektor Stukenberg, der im Frack und Zylinder mit seiner Gattin zur Gratulation kam, als wir die Erstkommunion unserer Jüngsten feierten. Ebenso nahmen wir an den Feiern der Konfirmation in der Nachbarschaft teil. Im täglichen Miteinander hat es nie Schwierigkeiten gegeben. Nachbarschaftshilfe war selbstverständlich, nachbarliches Spielen der Kinder – zumeist bei uns, wo die meisten Kinder waren – gehörte zum Tagesablauf. Mit mehreren ehemaligen Nachbarn sind wir bis heute freundschaftlich verbunden geblieben. Unsere Eltern haben uns im positiven Sozialverhalten stets ein gutes Beispiel gegeben.

Schulalltag

„Die Schule muß bedingungslos nationalsozialistisch sein.“ (Staatsminister Spangemacher am 12.04.1933 auf der Versammlung des Nationalsozialistischen Lehrerbundes in Cloppenburg)

Betrachtet man diese Forderung der NS-Schulpolitik, die uns Kindern damals selbstverständlich nicht bekannt war, und vergleicht sie mit

dem Schulalltag der katholischen Volksschule in Cloppenburg, so wird deutlich, dass die Loyalität aller Mitglieder des Lehrerkollegiums mit dieser Weisung keineswegs gegeben war. Aus der Sicht des Kindes hat vor allem der Schulleiter, Herr Wilhelm Kohnen, jene Maxime des Staatsministers zum „bedingungslosen“ Prinzip seiner Leitungsfunktion gemacht.

Natürlich wurden in der Schule an der damaligen Adolf-Hitler-Straße die obrigkeitlichen Vorgaben genau erfüllt: der Hitlergruß (zunächst vor und nach jeder Unterrichtsstunde; später wurde diese Vorschrift nicht mehr streng beachtet), die Feierstunden mit Beflaggung, der Stundenplan mit seiner täglichen Sportstunde, die nationalsozialistischen Marschlieder z.B. auf den Wegen zur Turnhalle an der Sevelter Straße, die Sammlungen für das Winterhilfswerk, die Zahlung der monatlichen Beiträge (30 Pfennige) für das WHW, die NSV und das „Deutschtum im Ausland“ wie auch die Durchführungen der Straßensammlungen an Sonntagen von den Schüler(innen) der Abschlussklassen.

Die Erinnerung an einzelne Begebenheiten mag diese Anpassung verdeutlichen. Als Hitler gewählt worden war, wurde in der Schule tüchtig gefeiert. Ich war im 3. Schuljahr, hörte in der Klasse die Festveranstaltung im Radio, und am Schluss forderte uns die Lehrerin auf, aufzustehen und das Deutschlandlied zu singen. Auf dem Nachhauseweg sahen wir, dass sich das Bild der Stadt durch die vielen Hakenkreuzfahnen völlig verändert hatte. Wir spürten, dass sich etwas Wesentliches ereignet hatte. Der Schulalltag bekam ein neues Gesicht. Manches neue Lied wurde eingeübt, dessen Texte dem Nationalstolz huldigten, Vaterlandsliebe und Heldentum verherrlichten, rhythmisch einprägsame Marschlieder mit Kampfparolen, aber auch Wanderlieder aus den Jugendbewegungen der 1920er Jahre. Jede Woche begann mit einer „Flaggenparade“. Alle Schüler(innen) umstanden die Fahnenstange zwischen der „weißen“ und der „roten“ Schule im Karree und erlebten eine Weihezeremonie, während der die Hakenkreuzfahne feierlich hochgezogen wurde. Noch klingen mir die Worte des Sprechers am Schluss eines Gedichtes im Ohr: „Lass, Fahne, dich entrollen! Und hör den Schwur für alle Zeit: Wir wollen!“ Alle Kinder mussten im Chor wiederholen: „Wir wollen!“ Das kleine Mädchen dachte kritisch: „Was sollen wir denn wollen?“ Dann zogen wir zurück in unsere Klassen. Einmal machte sich mein Unmut über diese ständige „Huldigung“ Luft, und ich sagte laut: „Diese blöde Flaggenmarmelade!“ Das brachte mir einen ernsten Tadel ein,

worauf ich sagte: „Ich wollte doch viel lieber in der Zeit etwas Vernünftiges lernen!“

Eine ähnliche Erinnerung verbinde ich mit der „Stunde der Nation“ am Samstag in der 6. Stunde. Sie wurde eingeführt, als der „Staatsjugendtag“ wieder aufgehoben wurde. Das bedauerten viele Schüler(innen); denn die Wanderungen, Radfahrten, Schnitzeljagden, Spiele im Freien und die Streifzüge durch die Böhrener Tannen waren den Schulkindern eine angenehme Abwechslung. Die pseudoreligiöse Stunde am Samstag weckt dagegen auch heute noch ungute Gefühle in mir. Wir mussten das Harmonium vor das erhöhte Lehrerpult schieben, eine Hakenkreuzfahne darüber breiten, ein großes Hitlerbild aufstellen und es mit Kerzen und Blumen schmücken. Dann begann die „Feier“, eine von vielen als widerlich empfundene Kulthandlung für den Führer.

Dass der Geist der NS-Ideologie keineswegs das gesamte Lehrerkollegium prägte, erlebte ich eines Tages im Nebenraum unserer Klasse. Während ich frische Blumen für die Vasen ordnete, wurde ich unfreiwillige Zeugin eines Vorgangs, der ein bitteres Nachspiel haben sollte. Ich hörte die lautstarke Auseinandersetzung des Schulleiters W. Kohnen mit der Lehrerin Frau Paula Deeken, die uns sehr lieb war und die von den Schülerinnen hoch geschätzt wurde. Am anderen Tag kam sie nicht mehr zum Unterricht, ohne dass wir den Grund erfuhren. Viele Jahre später, als sie schon pensioniert war, hat sie mir erzählt, dass dieser Wortwechsel zu ihrer sofortigen Entfernung aus der Schule geführt hatte und sie nach Peheim strafversetzt wurde, wo sie bis zum Ende des Krieges als Lehrerin tätig war. Im Zuge der Entnazifizierung sei der ehemalige Schulleiter zu ihr gekommen und habe sie um ein Entlastungszeugnis gebeten. In dem Gespräch habe er seine damalige Haltung bedauert und u.a. gesagt: „Ich hatte mich verrannt!“

Am Schluss unserer Schulzeit im Jahre 1938 erlebten wir in einer Feierstunde, zu der auch die Eltern eingeladen waren, noch einmal den ungeheuren Druck des NS-Regimes auf die Schule. Alle Schulentlassenen mussten in dieser Veranstaltung einen Eid auf den Führer ablegen. Ich erinnere mich dankbar an das Ende der Versammlung in der überfüllten „Walhalla“ an der Langenstraße und dachte über die Verpflichtung nach, die wir jetzt auf uns genommen hatten. Der Gedanke, dass wir ja gar nicht gefragt worden waren, ob wir das Versprechen geben wollten, ließ die Bedeutung der Zeremonie wieder zusammenschrumpfen. Das Wissen über die Freiheit der Kinder Gottes in wesentlichen



*Verdiente Lehrerinnen der Volksschule in Cloppenburg im Jahre 1980; v.l.n.r.: Josefa Henke, Paula Deeken und Agnes Almes
(Das Foto wurde uns freundlicherweise von der Rektorin der St. Andreas-Schule in Cloppenburg, Frau Angela Albers, zur Verfügung gestellt.)*

Entscheidungen und die Verantwortung vor dem Gewissen siegten über die Bedrängnis der Gleichschaltung.

Beim Rückblick auf meine Schulzeit war es zwar äußerlich der verordnete nationalsozialistische Geist, nach dem die Schule geführt werden musste, aber die bleibenden Eindrücke haben die Lehrer und Lehrerinnen vermittelt. Wir Mädchen wurden größtenteils von Lehrerinnen unterrichtet. Nur in den Klassen 5 und 6 hat unsere gemischte Klasse einen Klassenlehrer gehabt, Herrn Clemens Tiemann und Herrn Sieverding. Ersterer ist mir lebhaft in Erinnerung geblieben wegen seiner musikalischen Begabung. Wir haben viel gesungen und gelernt, es diszipliniert zu tun. Manches neue Lied bildete einen entscheidenden Kontrast zu den gängigen Marschliedern, z.B. „Muttersprache, Mutterlaut“. Dessen Melodie klingt mir heute noch im Ohr. Auch Lehrer Sieverding habe ich wegen seiner freundlichen und gerechten Art im Umgang mit uns Kin-

dern in guter Erinnerung behalten. Die stärkste Prägung ging für mich jedoch von den Lehrerinnen aus. Ihr Unterricht war gründlich und interessant, ihre Erziehung entsprach dem Geist, der auch in meiner Familie herrschte.

Vor allem ist mir – bei aller notwendigen Konsequenz in der Führung der großen Klassen – ihr guter Umgangston in Erinnerung geblieben. Viel später habe ich beim Schreiben der Geschichte unserer Kongregation entdeckt, dass alle ihre Ausbildung im Lehrerinnenseminar der Schwestern U.L.Frau in Vechta erhalten hatten. Nur Frau P. Deeken hatte im damaligen Mutterhaus der Schwestern in Mülhausen ihre Lehrbefähigung für Volksschulen und höhere Schulen erworben, sich aber danach für den Dienst an Volksschulen entschieden. Ihr verdanke ich außer einem ausgezeichneten Unterricht eine kleine, aber für mich wichtige pädagogische Hilfe, die ich nie mehr vergessen habe. Es war im Oktober des Jahres 1933, als sie im Religionsunterricht fragte, welches Fest wir in der kommenden Woche feierten. Gerade an dem Morgen hatte meine Mutter davon gesprochen und natürlich den plattdeutschen Namen genannt. Ich zeigte also auf, kam aber lange nicht dran, weil sonst niemand sich meldete. Schließlich konnte ich mein Wissen anbringen und sagte überzeugt: „Allerhillgen!“ Die 3. Klasse – Mädchen und Jungen – brüllte vor Vergnügen und lachte mich aus. Frau Deeken blieb ganz ruhig und sagte souverän: „Ich weiß nicht, was ihr zu lachen habt. Sie hat es als einzige gewusst.“ Dann wandte sie sich mir zu und sagte: „Auf Hochdeutsch heißt es ‚Allerheiligen‘“. Ich hatte wieder ein neues hochdeutsches Wort gelernt und war selig, dass sie das spöttische Gelächter der Klasse so schnell beendet hatte.

Großen Dank fühle ich auch gegenüber Frau Erna Harms. Sie hat mit begeisternder Lebendigkeit und gründlichem Fachwissen ihren Unterricht in der Klasse (7. und 8. Jahrgang) gestaltet, uns zur Eigenständigkeit im Denken angeregt und zur kritischen Aufmerksamkeit gegenüber allen Ereignissen. Ein nationalsozialistisches Geschichtsbuch z.B. haben wir nicht benutzt. Sie diktierte uns am Schluss der Stunde von einem Zettel in Stenographie den Inhalt des Unterrichts. Ihre besondere Fähigkeit, Lernmotivation zu fördern und zu pflegen, erfuhr ich nach dem Krieg im Noviziat. Mit großer Freude habe ich alles Neue aufgenommen, und als ich in die 10. Klasse der Studienanstalt des Mutterhauses in Mülhausen kam, habe ich mit Hilfe von Privatstunden schnell den Anschluss gefunden und das Abitur nachgeholt.



Frau Erna Harms (1903-1972), Lehrerin an der Volksschule in Cloppenburg (Das Foto wurde uns freundlicherweise von ihrer Nichte, Frau Christel Tönies/Lohne, zur Verfügung gestellt.)

Die ungewöhnliche Ausstrahlung von Frau Erna Harms, ihre herzliche Zuwendung zu jeder Schülerin und ihre ansteckende Fröhlichkeit sind für mich das geliebte Gegenbild zum ideologisch-verhärteten NS-Pädagogen geblieben.

Zusammenfassend möchte ich sagen: Trotz der verordneten parteipolitischen Zwänge und sehr großer Klassen war die katholische Volksschule in Cloppenburg eine gute Schule, die den Dienst der Bildung und Erziehung im traditionellen Sinne hervorragend erfüllt hat.

Jungmädels

Ich weiß nicht mehr, warum ich mit zehn Jahren in die Gemeinschaft der Jungmädels eingetreten bin, aber es war nicht ein Druck, der von der Schule ausgeübt wurde. Wahrscheinlich war es das Angebot von Jugendgruppen, deren Führerinnen und Familien wir kannten. Auf meine Bitte hin besorgte meine Mutter die Uniform, bat mich aber dringend, mich gleich nach dem „Dienst“ wieder umzukleiden und niemals damit

zu Tisch zu kommen. Unser Vater hat die Uniform nie gesehen, aber sicherlich um meine Zugehörigkeit zu den Jungmädern gewusst. Gern denke ich an unsere Gruppenstunden zurück. Fast alle Mädchen kannten sich, obwohl sie aus verschiedenen Schulen kamen. Unter der Leitung unserer ersten Scharführerin Leni Hanekamp haben wir viel gesungen, Gesellschaftsspiele gemacht, gebastelt und Geschichten gehört. Eines Tages kam unsere Gruppenleiterin – wir waren in einem Gruppenraum im vorderen Teil der alten Turnhalle an der Sevelter Straße – anstatt in der Uniform im dunkelblauen Wollkleid und sagte, sie trage keine Uniform, weil sie nachher beichten wolle.

Später bekamen wir die Führerin Maria Breuer, deren Bruder Priester war. Wir verlebten mit ihr unvergesslich fröhliche Stunden in einer Gemeinschaft, die von ihrer Persönlichkeit zu einem lebendigen, kameradschaftlichen Miteinander geformt wurde. Als sie nach einem Jahr zur weiteren Ausbildung nach Münster ging, gab es bei der Abschiedsfeier im Gasthaus „Bührener Tannen“ viele Tränen. Kurz darauf fragte mich die Gruppenführerin Else Peus (sie war für alle Gruppen der Stadt verantwortlich), ob ich nicht Scharführerin werden wolle; ich sei dafür geeignet. (Eine Scharführerin leitete die kleinste Einheit. Vier Scharen bildeten eine Schar, alle Scharen zusammen nannte man die Gruppe). Das Angebot überraschte mich sehr, aber ich sagte zu, und bald waren mir, der zwölfjährigen Schülerin, 30 zehnjährige Mädchen anvertraut. Ich erhielt eine rot-weiße Kordel, die am ledernen Knoten des schwarzen Halstuches befestigt wurde und zur linken Blusentasche führte. Noch feierlicher empfand ich die wöchentlichen „Führerbesprechungen“ im Hause unseres Hausarztes, dem Elternhaus von Else Peus. Da wurde geplant, organisiert und die Durchführung aller Aktionen besprochen. Gern denke ich an die Atmosphäre zurück, die in diesem Kreis herrschte.

Das „Aus“ für meine Zugehörigkeit zur „Partei“ in einer Mädchengruppe kam abrupt, als ich nach der Schulentlassung meinen Vater fragte, ob ich jetzt in den BDM eintreten dürfe. Seine Antwort: „Dei Looperei aobends giff et nich!“ (Die Lauferei abends gibt es nicht!) Das war für die Dreizehnjährige eine harte Erfahrung. Dazu kam noch das „Nein“ für meine Bitte, das Gymnasium besuchen zu dürfen, dessen Spielplatz an unseren Garten grenzte! Ich wollte gern Lehrerin werden, aber Vaters klare Weisung lautete: „In unserer Familie wird es keine Nazi-Lehrerin geben!“ Als unsere Klassenlehrerin Frau Harms sich nach dem Besuch



*Kaplan Ernst Henn (1909-1945)
aus: M. Hirschfeld/M. A. Zumbolz:
„Oldenburger Priester unter
NS-Terror 1932-1945“,
Münster 2006*

bei uns zu Hause verabschiedete, hörte ich noch von meinem Vater das mir unbekanntes Wort „Mythus“, schlug im Lexikon nach und konnte nur ahnen, was es meinte. Seine Inhalte waren uns sicher vermittelt worden, aber sie hatten keinen echten „Platz in (meinem) Leben“ gefunden.

Leben mit der Kirche

Wenn ich heute an die Erfahrung mit der Kirche während der NS-Zeit denke und an ihre Bedeutung für die Bevölkerung in unserem Lebenskreis, dann ging der tiefste und dauerhafteste Einfluss von den Priestern aus. Mit Freude denke ich heute an den unvergesslichen Kaplan Ernst Henn zurück, der nicht nur ein enger Freund meines Bruders Willibald war, der damals Theologie studierte, sondern zu uns gehörte wie ein echtes Mitglied der Familie. Mit seiner Lebensfreude, seinem herzlichen Zugehen auf die Menschen und seiner unbesorgten Art, seine Meinung über das NS-Regime kundzutun, erwarb er sich viele Sympathien. Eine zweite, froh machende Erfahrung mit „Kirche“ waren die Theologiestudenten, die uns oft besuchten und das Haus mit jugendhafter Heiterkeit füllten. Sie waren auch zu uns jüngeren Kindern der Familie sehr freundlich.

Wenn eine Gruppe in den Semesterferien von Cloppenburg aus mit dem Fahrrad nach Ostpreußen fuhr – mein Bruder hatte 1933/34 dort

ein Jahr im FAD (Freiwilliger Arbeitsdienst) abgeleistet – war das jedes Mal ein spannendes Ereignis. Eine besondere Freude war auch stets die Anwesenheit unseres geistlichen Onkels Franz Morthorst. Bis zu seiner Vertreibung kam er zu allen Familienfesten, oft mit einem selbstverfassten Gedicht, und sorgte durch seinen Humor für eine heitere Stimmung. Auch manche andere Geistliche gingen bei uns ein und aus. Da mein Bruder Bernhard Schüler in Füchtel gewesen war, kamen immer wieder Dominikaner-Patres zu uns, z.B. wenn ein Pater aus dem Kloster in Berlin zurückkehrte. Mit dem Zug konnte er Vechta nicht mehr erreichen; dann übernachtete er bei uns in Cloppenburg.

Das Leben in der Kirche von Cloppenburg war zu dieser Zeit sehr lebendig. Dafür sprechen nicht nur die großen Teilnehmerzahlen bei den Gottesdiensten, Andachten und Fastenpredigten, sondern auch die Jugendseelsorge, die zwar stetig zurückgedrängt wurde, aber dennoch viele anzog. So entstand bei vielen Jugendlichen eine gewisse Art von Symbiose von kirchlicher Zugehörigkeit, z.B. als eifriger Messdiener, und der Mitgliedschaft im Jungvolk. Alle kannten sich und lernten somit früh, selbständig den eigenen Weg zu gehen, ohne der ideologischen Engstirnigkeit durch „Gleichschaltung“ zu verfallen. Das katholische Milieu gab Sicherheit und Identität. Es relativierte manches, das mit verbissenem Fanatismus gefordert oder verboten wurde.

Erlebnisse des NS-Terrors aus der Sicht eines Kindes

Das NS-Regime suchte auch in Cloppenburg allgegenwärtig zu sein. Obwohl zu Hause in Gegenwart von uns Kindern nicht von Politik gesprochen wurde, spürten wir doch die Last des Regimes. Wir hörten die ausländischen Sender (Radio Vatikan, Radio Luxemburg und den englischen Sender) mit ihren Nachrichten und Kommentaren. Schon mit zehn Jahren habe ich zudem eifrig die Zeitung gelesen, weil mich das politische Geschehen interessierte. Eines Tages sah mein Vater, wie ich gerade eine Zeitung in der Hand hielt mit den beiden Begriffen „Devisenvergehen“ und „Sittlichkeitsprozesse“ in der fettgedruckten Überschrift. Er sagte erregt: „Schmiet dei Zeitung weg! Dor is ja Gift inne!“ (Wirf die Zeitung weg! Darin ist ja Gift!) Am anderen Tag kam keine Zeitung mehr; er hatte sie abbestellt. Ich war elf Jahre alt. Im gleichen Jahr ging ich eines Tages mit meinen beiden Schwestern zur Innenstadt, als wir von der anderen Straßenseite her von einer Gruppe Jungen angepöbelt wurden: „Euer Onkel sitzt im Knast! Wißt



ihr das schon?“ Dann folgte ein hämisches Lachen. Ich sagte zu den beiden jüngeren Schwestern: „Nicht beachten! Weitergehen!“ Zu Hause hatte man uns nichts davon gesagt, aber wir wussten, dass es für die Inhaftierung keinen ehrenrührigen Grund geben konnte.

Fast gleichzeitig hatte ich eine Begegnung mit zwei Gestapo-Beamten. Sie klingelten an der Haustür und wollten meinen Bruder Willibald sprechen. Als ich sagte, er sei nicht da, zeigten mir beide ihren Ausweis und sagten, sie müssten dessen Zimmer durchsuchen. Ich erwiderte, das gehe nicht, da meine Mutter nicht da sei. Damit wollte ich die Tür schließen, aber einer der Herren setzte seinen Fuß in die Tür, die ich dann mit großer Anstrengung doch schließen konnte. Sein schmerzlich verzogenes Gesicht habe ich in guter Erinnerung behalten. Ich ging in den Garten, um meine Mutter zu holen und dachte: „Wenn die jetzt um das Haus herum gehen und durch die Hintertür einbrechen, so ist das ‚Hausfriedensbruch‘!“

Meine Mutter war tief erschrocken, als ich ihr von dem „Besuch“ erzählte und machte sich sofort auf den Weg ins Haus. Sie bat die beiden Gestapoleute, die an der Tür stehen geblieben waren, herein und führte sie zum Zimmer meines Bruders. Ich beobachtete alles und sah, wie beide mit großen Packen der Zeitschrift „Schönere Zukunft“ das Haus verließen. Ich dachte: „Die rauben uns einfach die schönen Hefte! Dürfen die das?“

Ein Jahr später, am 25. November 1936, wurde ich in der Markthalle von Cloppenburg Zeugin der berühmten Versammlung, an deren Ende die Rücknahme des Kreuzerlasses stand. Mit meiner Freundin Hanna Müller war ich hingegangen, weil uns das große Transparent, das quer über die Straße vor dem Marktplatz gespannt war, neugierig gemacht hatte. Wir hatten dort gelesen: „Was hat der Gauleiter und Reichsstatthalter Euch Münsterländern zu sagen?“ Zwar wurden wir an der Tür zur Markthalle abgewiesen: „Das hier ist nichts für Kinder!“, aber wir beide kannten ja auch den Hintereingang und gelangten von dort aus in die Nähe des Rednerpultes. Einer der Männer vom Arbeitsdienst bemerkte mein Bemühen um einen Platz, an dem ich etwas sehen konnte, und setzte uns beide auf die Fensterbank, von wo aus wir einen guten Überblick über die mit 7.000 Menschen gefüllte Halle hatten, besonders aber auf das Rednerpult. Als dann die Spannung beunruhigend stieg und ich mir Gedanken darüber machte, ob wir bei einer Schlägerei wohl heil davonkommen würden, überkam mich große Angst. Gern



hätte ich die Markthalle verlassen, aber das war nicht möglich. Als der Gauleiter dann die erlösende Entscheidung verkündete: „Die Kreuze bleiben in der Schule!“ haben wir anhaltend mitgeklatscht. Später erfuhr ich von meiner Mutter, Vater habe beim Abendessen nach mir gefragt und auf ihre Auskunft hin, ich sei zur Markthalle gegangen, gesagt: „Wenn sei dor man läbend wer rutkump!“ (Wenn sie dort nur lebend wieder herauskommt!) Mir wurde ganz feierlich zu Mute, als Radio Luxemburg am selben Abend in den Nachrichten die Stadt Cloppenburg nannte und diese Versammlung kommentierte.

Die „Reichskristallnacht“ vom 9. auf den 10. November 1938 demaskierte endgültig für mich das wahre Gesicht der Partei. Als Kaplan Henn in unserer Küche seine Predigt zu diesem Ereignis vortrug und ich ihn am anderen Tag in der vollbesetzten St. Andreas-Kirche hörte, war auch der letzte Rest des Glaubens an ein „Deutschland, Deutschland über alles“ erloschen.

* Die Autorin wuchs als Thea Morthorst in Cloppenburg auf.



Christian Hoffmann

Zur Geschichte der Friesoyther Bauerschaft Pehmertange bis 1945 „... eine Sandhöhe im Moore“

Südwestlich der Bundesstraße 72 liegt zwischen Friesoythe und Vordersten-Thüle die kleine Bauerschaft Pehmertange.¹ Der Ortsname setzt sich aus den beiden Wörtern „Pehmer“ und „Tange“ zusammen, wobei das erste Wort als in Richtung nach Peheim führend zu deuten ist. Peheim liegt in süd-südwestlicher Richtung 12 km von hier entfernt. In früheren Jahrhunderten soll man auf diesem Weg trockenen Fußes von Peheim nach Friesoythe gelangt sein. Die Deutung Heinrich Schultes und Friedrich Schohausens wird durch die überlieferte ältere Namensform *Pehemer Tange* bestätigt.

Das ausgedehnte Moor- und Heidegebiet wurde von einer so genannten Tange durchzogen. Der in ganz Nordeuropa verbreitete Flurname „Tange“ kennzeichnet grundsätzlich einen bestimmten landschaftlichen Typus, nämlich eine von feuchter Niederung umgebene trockene Höhenlage. In geographischer Hinsicht ist nach Schohausen die Deutung von Tange als Zunge (niederdeutsch: „Tunge“) einleuchtender als Zange („Tange“): *Eine Geesthöhe ragt wie eine Zunge in ein tiefer gelegenes Land hinein*. Etymologisch allerdings besteht - wie auch Schohausen einräumt - zwischen dem Wort „Tange“ und „Tunge“ kein Zusammenhang. Schulte vermeidet die Bezeichnung „Zunge“; für ihn sind Tangen *Sandrücken, welche sich in das Moor erstrecken*. Der Teilungskommissar Carl Heinrich Nieberding bezeichnete im Jahr 1845 die Pehmer Tange als eine *Sandhöhe im Moore*.²

Ihre erste urkundliche Erwähnung verdankte die *Pehemer Tange* den Auseinandersetzungen zwischen den Anwohnern der Friesoyther Moorstraße und den münsterischen Bauernerben Preut, Roter und Sieger in Vordersten-Thüle wegen der Weideberechtigung letzterer in der Mark.³ Am 3. April 1735 schlossen die Bürger der Friesoyther Moorstraße mit Gerd Sieger und Teilmann Preut einen Vergleich, wonach den beiden